

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: [26]

Artikel: Das Bergdorf [Schluss]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

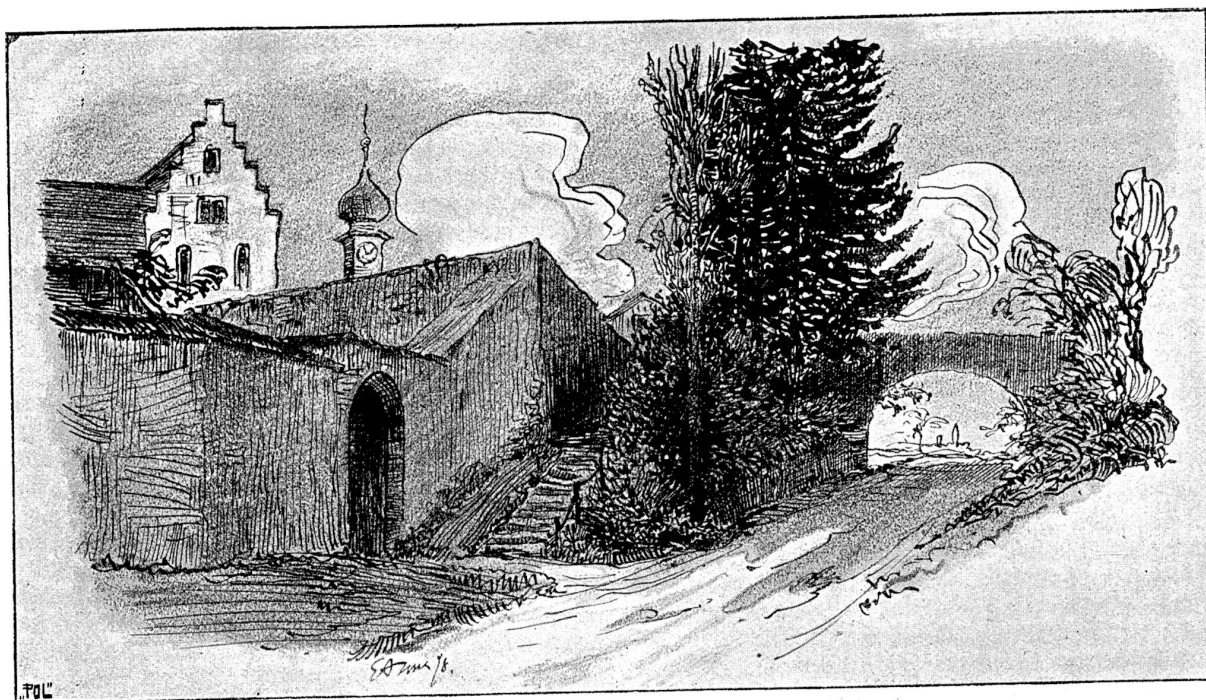
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kloster Bettingen. Originalzeichnung von E. Anner, Baden.

Das Bergdorf.

Erzählung von Jakob Vossart, Rüsnach.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Jenny war blaß. Der stolze Nacken hätte sich gerne grad gehalten, aber es gelang ihm nicht; die Augen strengten sich an, den Leuten frisch ins Gesicht zu sehen, aber sie senkten sich zu Boden. Man sah es ihr an, daß sie ein Schluchzen mühsam in der Brust verschloß.

Sie hatte mit ihrer Liebe gerungen zwei Tage und zwei Nächte lang, aus der Brust wollte sie sie reißen und würgen, und meinte, es gelinge, und sah nach jedem Kampf, daß es nicht geraten war. Der Liebe zur Seite stellte sich immer die Hoffnung: es kann nicht sein, es kann so schlimm nicht sein.

Unterwegs hatte sie sich vorgenommen, Marcel entgegenzutreten, als wüßte sie nichts, und ihn dann in einem günstigen Augenblicke zur Rede zu stellen. Wie sie ihn aber mit einem flüchtigen Blicke entdeckte, von den andern gemieden, scheinbar trotzig und doch dem Zusammenbruche nahe, unfähig das schlechte Gewissen zu verbergen, da empörte sich ihr Innerstes und ihr Stolz, und sie mied ihn. Ihr Vater that wie sie; Gabriel dagegen hinkte auf Marcel zu und schüttelte ihm die Hand, kräftig, als hätte er den Gruß vieler ausrichten müssen. Er zog ihn von Luise weg und sagte zu ihm, und die Angst machte die Zunge zittern: „Gelt, du bist ihr nicht treulos geworden? Sag, es sei erlogen!“

„Erlogen“, erwiderte Marcel dumpf. Der andere hinkte hinweg, seiner Schwester nach und sagte ihr etwas ins Ohr, wohl das Wort „erlogen“; aber das schien ihr keine Freude zu bringen. Wie sie sich wegwandte stieß sie auf Joachim, der raunte ihr zu: „Du hast mir

am Tauffstein gewunken!“ Sie maß ihn mit flammenden Augen und er schlich davon mit seinem scheuen Blick.

Derweil hatten die Sennen der Alp Tschira Gimer mit Milch und Wolken vor die Hütte auf den Rasen gestellt und große Holzlöffel daran gehängt, damit, wer Durst oder Hunger verspüre, sich laben könne. Die Spiele begannen. Die Sennen zogen die mit Stickereien gezierten Kittel aus, streiften die Hemdärmel zurück und zeigten den Kindern und Jungfrauen selbstgefällig ihre sonnverbrannten, nervigen Arme. Aus der Hütte wurden Alpenrosenstränze für die Sieger getragen. Auf einem ebenen Plage lagen zwei rundliche, vom Wasser eines Bergbaches glatt geschliffene Steine, von denen der eine 70 Pfund, der andere doppelt so viel wiegen mochte. Um die Steine, einen weiten Kreis bildend, setzten sich die Sennen, die sich um den Preis mühen wollten; vor ihnen einige ältere Männer, eckige, wetterharte Gestalten, wie aus Granit gehauen; das waren die Kampfrichter, von denen jeder einmal in jüngeren Jahren zum Schwingerkönig ausgerufen worden war. Hinter dem Kreise standen die Zuschauer.

Einer der Sennen, den die Ungeduld brannte, trat in die Mitte des Ringes und langte nach dem kleinen der Steine, wälzte ihn auf die flache Rechte und hob ihn frei in die Höhe, bis er hoch über dem Kopfe schwebte. Dann senkte er ihn langsam mit geschickter Drehung von Hand und Arm bis fast auf den Boden, um ihn wieder und wieder zu heben, und einer der Kampfrichter zählte laut dazu: „Einmal, zweimal, dreimal — — —“

Die Zuschauer feuerten den Sennen durch Zurufe an: „Wehr' dich, René! Keine Hast! So ist's gut!“

Nach und nach erlahmte der Arm, der Stein zitterte leicht beim Aufsteigen, als hätte ihn die Furcht vor einem Sturz erfaßt, aus dem Zittern ward ein Schwanken, und nachdem er mühsam zum zehnten Mal die Höhe erklimmen hatte und sich wieder bis zu den Schultern gesenkt hatte, fiel er bei einer Drehung der Hand herab und schlug dumpf auf den Boden.

Nach dem ersten versuchte ein zweiter seine Kraft und so alle der Reihe nach. Marcel hatte seinen Kittel auch ausgezogen, aber er hielt sich in den Reihen der Zuschauer, sah zu und litt unsäglich. Das Jahr zuvor hatte er in allen Kraftspielen die andern übertroffen, vier Kränze errungen und nicht gewußt, wohin mit all den Ehrenzeichen und wohin mit seinem Jubel. Und nun! „Oh, daß ich herkam! Du' ich nicht mit, so sagen sie: ‚Seht, er schämt sich!‘ Du' ich mit, so wird mir statt Sieg Demütigung und Spott.“ Nein, Sieg konnte ihm heute nicht lachen, er war innerlich gelähmt, er war ein Eichstamm, dem die Fäulnis das Mark zerfraß. Ein unterdrücktes Stöhnen entwand sich seiner Kehle; die Umstehenden sahen sich nach ihm um.

Alle Sennen hatten den Stein gehoben. „Wünscht noch einer mitzuthun?“ rief einer der Kampfrichter, indem er sich rings umsah.

Marcel rang nach einem Entschluß. „Ich muß!“ dachte er, „Herrgott, bin ich feig geworden! Ich muß, ich muß, zu was sonst kam ich her!“ Hastig, vor Aufregung bebend, trat er in den Kreis und bückte sich nach dem Steine. Es entstand eine Bewegung unter den Zuschauern und Kämpfern. „Wird er die Stirne haben?“ so hatte man sich den ganzen Morgen gefragt. Unwillen erfaßte alle: „Ein solcher Schandbube kämpft um den Kranz und wird vielleicht wieder Schwingerkönig! Nein, es soll ihm nicht gelingen, eher stoße ich ihm den Stein von der Hand!“

Schon hatte er das Gewicht gehoben, etwas hastiger, als man es für gut hält. Alle betrachteten die herausquellenden Muskeln seines Armes, der hochaufgestreckt und mächtig über den Kopf ragte. „Er wird es wieder allen zuvorthun“ sagte sich jeder, „er hat Arme wie aus Eisen geschmiedet! Daß sie grad' einem solchen Buben gehören müssen!“ Der Arm senkte sich langsam wieder, krümmte sich im Ellbogen und unheimlicher noch als zuvor trat der knorrige Muskel des Oberarms hervor.

Lautlos standen die Zuschauer da, mit unfreundlichen Blicken, jeder entschlossen, ihm den Kranz von der Stirne zu reißen und zu zertreten, wenn er es so weit brächte, sich einen aufzusetzen. Der Stein ging in die Höhe und senkte sich; der Eifer des Wettkampfes und die auf ein Ziel gelenkte Energie ließen Marcel seine innere Zerrissenheit vergessen; daß kein Zuruf ihn anfeuerte, beachtete er nicht. Der Beste vor ihm hatte den Stein zwölf Mal emporgehoben, das mußte ihm auch gelingen und mehr. Der Kampfrichter hatte eben unwirksam „elf Mal!“ gerufen, und wieder senkte sich der Stein. „Daß er ihm fiele!“ so wünschte ein jeder. „Soll ich auf ihn losstürzen und ihm auf den Arm schlagen?“ Die Aufregung zuckte auf allen Gesichtern und in allen Muskeln, die Menge rings herum war wie eine Wetterwolke vor dem ersten Donner Schlag.

Da erklang eine Stimme, bebend aber vernehmlich: „Laß ab, für die Schande gibst's keinen Kranz!“

Es war eine Mädchenstimme, Marcel erkannte sie, obschon sie vor Erregung entstellt war; es durchfuhr ihn wie ein Schlag, er schwankte, und der Stein fiel schwer zu Boden.

Nun brach ein Sturm los, nicht der Entrüstung, sondern der Freude, der hellauflackernden Schadenfreude: „Gut so! gut so!“ schrien alle und klatschten wie wahnsinnig in die Hände, und einige stießen gellende Jauchzer aus.

Marcel sah um sich mit starren Augen und las auf allen Gesichtern die Gewißheit, daß ihn seine Gemeinde nicht mehr zu den Unbescholtenen zählte, denen allein man den Siegeskranz von Herzen gönnt. Er erwiderte nichts, er konnte mit jener Mädchenstimme nicht rechten, mit jeder andern, mit ihr nicht. Gebrochen trat er aus dem Kreis und hielt mit Mühe die Thränen zurück, Thränen der Wut und salzigere noch: Thränen der Zerknirschung.

Zwei andere Augen aber weinten wirklich und ein tapferes, in Liebe und Weh sich windendes Herz blutete und wünschte zu brechen.

„Zieh' deinen Kittel an, trotte nach Hause und melke die Kühe!“ rief einer Marcel nach, als er aus dem Ring trat. Das hätte der Verspottete am liebsten gethan, aber der Ruf gerade hielt ihn zurück, und noch etwas anderes: er mußte mit Jenny reden, die ihn so grausam gestraft hatte, er mußte ihr alles erzählen, er mußte sie überzeugen, daß es so schlimm nicht war, er mußte sie um Verzeihung bitten, sie an sein Herz drücken, um daran wieder gesund zu werden. Oh, wenn sie ihn nur hören wollte!

Die Sennen, ohne sich weiter um Marcel zu kümmern, setzten ihre Spiele fort. Sie maßen und erprobten nun ihre Kraft am großen Stein, der mit beiden Händen gehoben wurde, hierauf wurde gesprungen und gelaufen, und den Schluß bildete der volkstümlichste und beliebteste Wettkampf der Aelpler, das Schwingen. Mit aufgeregter Seele folgte Alt und Jung dem wechselreichen Spiel mit seinen unerwarteten Wendungen und Ausgängen, mit seinen Kunstgriffen und List. Man sah es den Zuschauern an, wie sie mit ganzem Herzen bei der Sache waren: sie zuckten mit Händen und Füßen, verdrehten oder reckten den Leib, als hätten sie so dem Freunde im Ring helfen, ihm die Kraft ihrer eigenen Muskeln leihen können. Schallende Rufe belohnten einen gewandten Griff oder einen Kniff, der den Angriff des Gegners vereitelte. Pochenden Herzens sah man hin, wenn einer, von schwellenden Armen in die Luft gehoben, im Kreise geschwungen wurde, und hell brauste jedesmal die Menge dem Sieger entgegen.

Ein Sennbub reichte denen, die sich bis zur Er schöpfung abgemüht hatten, erfrischende Milch aus einem Eimerchen oder einen Schluck Brantwein.

Immer aufregender und immer hartnäckiger wurde das Ringen, denn wer geworfen worden war, wurde vom weiteren Wettkampf ausgeschlossen, so daß bald nur die Gewaltigsten übrig blieben und das ganze Spiel endlich in einem Zweikampf gipfelte. Dieses „Aus-schwingen“ war immer das große Geschehnis des Bergdorfes. Alle Köpfe reckten und alle Schultern drängten

sich, wenn die beiden Kämpfer in den Kreis traten, sich, wie es üblich ist, zuerst die Hand reichten, zum Zeichen, daß es ein friedlicher Kampf sein solle, um dann gleich mit Wucht einander anzufassen. Die Zuschauer teilten sich in zwei Parteien und kannten sich nicht mehr vor Aufregung; bei diesen Spielen vergessen die Hirten ihre Gelassenheit und ruhige Gemütsart. Jeder Griff, jede Wendung wird von vielfältigen Zurufen der Besorgnis oder der Aufmunterung begleitet; manchmal beginnen zwei Hitzköpfe außerhalb des Ringes einen lärmenden Zank, ja werden handgemein und zerzausen sich den beiden andern zu Ehren und wälzen sich im Rasen, bis ihnen die Kraft versagt, oder ein aufbrausendes Geschrei ihnen verkündet, daß das Schauspiel im Kreise eine neue Wendung genommen habe.

Das „Auschwingen“ dauert oft lange, und doch geht kein Griff und kein Kniff verloren: hundert Augen fangen sie auf und prägen sie dem Gedächtnis ein, und nach Jahren noch erzählt man sich, wie der Baptiste den Benedikt im zweiten und dritten Gang geworfen, nachdem er im ersten unterlegen war, und die Meisten ihn schon für verloren gehalten hatten.

Der Sieger in diesem letzten Kampfe wird als Schwingerkönig ausgerufen. Zwei Sennen heben ihn auf ihre Schultern und tragen ihn durch das Volk; alle jauchzen ihm zu, auch die nicht ausgenommen, die für den andern Partei genommen hatten: nachdem der Ausgang entschieden hatte, hielt man es mit dem Siegbegnadenen, wie es in der Welt gemeiniglich zu geschehen pflegt.

Die Sonne war schon lange wieder ins Abrutschen geraten, als die Kraftspiele zu Ende waren und endlich auch für die Mädchen die Gelegenheit kam, sich die Lust aus dem Leibe zu hüpfen und zu springen und zu tollern. Die Klänge einer Handharmonika schallten lustig über die lustige, sonnige Alpweide und lockten zum Tanz. Schon hatten einige Burschen ihre Mädchen eingefangen und drehten sich mit ihnen auf dem Rasen.

„Halt! halt!“ rief es von allen Seiten, „erst den Kessitant! Was ist das für eine neue Ordnung? Begann man je die Alplust anders, als mit dem Kessitant? Wer macht die Musik dazu?“

Ein Senne näherte sich dem gewaltigen Kupferkessel, es war René. Er sah in denselben hinein, musterte den Boden ringsum und rief dann in die Menge: „Der Harnischlappen ist nicht da!“ Mit dem Harnischlappen, der aus Eisenringen geflochten ist, ähnlich wie die alten Panzerhemden, wird in gewöhnlichen Zeiten der Kessel sauber und blank geschwärt, heute jedoch sollte er dazu dienen, dem Gefäße Tanzmusik zu entlocken.

Der Meisterjenne von der Alp Tschira rief René zu: „Ich habe ihn ins „Kessi“ hineingelegt; er wird schon in der Nähe sein!“ Sprach's und ging, um selber nachzusehen.

Unterdessen war unter einer Gruppe von Burschen eine Aufregung entstanden: sie redeten eifrig, saß drohend auf Joachim ein und drängten ihn nach dem Kessel. Er schien unerschrocken, sie aber bestürmten ihn, bis er endlich ging. Er hielt etwas in der Hand: es war der Harnischlappen.

René wollte ihn dem Küher entreißen, die Burschen aber riefen: „Laß ihm das Ding! er weiß, was er zu thun hat!“

Joachim hinkte auf den Kessel zu, zögerte noch eine Weile und fing dann an, mit dem Harnischlappen darauf loszuschlagen, daß das Kupfer ächzte und unwillig schrie. Alles wurde aufmerksam und begriff sogleich, was das bedeuten sollte.

Die von Rösschweiler waren nämlich des Glaubens, daß, wenn man den Kessel schlage, die bösen Menschen unsägliche Schmerzen leiden, und sich angeben müssen.

Marcel, der all die Zeit nach Jenny gespäht und nach rechten Worten gesucht hatte, um sich bei ihr wieder in Gnaden zu bringen, klang der Kessel wie ein Todesurteil. Er ahnte, was nun über ihn kommen sollte. Ja, der Aberglaube hatte recht: der Klang zerriß ihm Ohr und Herz: jetzt wurde er gerichtet.

Ein altes Weibchen, das sich in der Nähe des Kessels niedergesetzt hatte, erhob sich, hielt die Hände mit ausgespreiteten Fingern in die Höhe und schrie mit freischender Stimme:

„Kessi, Kessi, dich schlag' ich!
Ein schlecht Gewissen, das plag' ich!
Wer es hab', wer es hab', frag' ich!“

Joachim, von dem Getöse wieder zum hellen Bewußtsein gebracht, schlug wie ein Rasender auf den Kessel. Die Alte fing ihren Reim aufs neue an und nun stimmten ein paar Weiber mit ihr ein, und wie sie ihn zum dritten und zum vierten Mal begann, da ward die ganze Menge angestekt: Jung und Alt, Groß und Klein, das ganze Bergdorf schrie, und es klang unheimlich durch die wilde und doch sonst so friedfertige Gebirgswelt und klang von den Felswänden zurück, als wäre dort ein Herrensabbath abgehalten worden; und das Vieh, das an den Abhängen graste, hob den Kopf auf und sang an traurig in den ungewohnten Lärm hineinzubrüllen.

Immer aufs neue begann das „Kessi, Kessi, dich schlag' ich!“ und immer gewaltiger und unheimlicher schallte es, und höher und höher stieg die Aufregung der Menge. Joachim wütete beim Kessel, die Finger schonte er nicht, er schlug sie sich blutig an dem Metall, dessen ächzender Klang durch Mark und Bein drang und dem der Haufe mit seinem „Kessi, Kessi, dich schlag' ich!“ immer fanatischer und immer rasender antwortete.

Aller Augen hingen an Marcel, der bleich, mit wogender Brust und gespannten Muskeln da stand und in die Menge starrte. „Ihr thut mir Unrecht!“ schrie er, und seine Stimme durchdrang den Höllenlärm. „Hört mich an! Bei meiner Seligkeit, ihr mißhandelt mich!“

Das Geschrei hörte einen Augenblick auf, gleich aber freischten die Weiber wieder, die der alten Sprüche Meister waren:

„Er zeigt sich an, er zeigt sich an!
Kessi hat seine Pflicht gethan!“

und wieder stimmte das ganze Bergdorf ein, selbst die Kinder, die ein Gruseln überlief und die am liebsten geweint hätten.

„Nein! ich klage mich nicht an! verteidigen bloß will ich mich und verlange, daß ihr mich hört!“

Hundertstimmig schrie man ihm entgegen:

„Wer sich entschuldigt,
Der sich beschuldigt!“

„Hört mich an! ich bin nicht schuldig, wie ihr glaubt! Ich habe nichts gethan, was euch ein Recht gibt, mir meine Ehre tot zu schlagen! Ich schwöre einen heiligen Eid, daß ich . . .“

„Schlag' den Kessel, Joachim! Noch ist er nicht weich genug!“

„Kessi, Kessi, dich schlag' ich!
Ein schlecht Gewissen, das plag' ich!
Wer es hab', wer es hab', frag' ich!“

„Ihr brüllt wie's Vieh und wie Vieh stampft ihr das Recht in den Grund! Ihr glaubt dem Verrückten dort, und mich wollt ihr niederbrüllen!“

Wieder begann das Geschrei: „Kessi, Kessi, dich schlag' ich! . . .“ Da traten einige alte Männer vor, bedeuteten dem Volk mit den Armen, es möchte schweigen. Dann rief einer: „Hören wir ihn an! das ist billig!“ Man verstummte, und Marcel würgte folgende Worte heraus:

„Ihr kennt Lucien, den Soldaten . . .“

„Ja, ja, rede nicht von ihm, sprich von dir!“

„Wir haben uns an der Schryfeten gerauft, er stach mich in den Arm und ich warf ihn auf den Schnee. Da schwur er mir Rache, und wie ich letzten Donners- tag heimwärts fahren wollte, hat er mich in ein Haus gelockt unter dem Vorwand, die Auslöhnung zu feiern. Ich ahnte nicht, daß er Schlimmes im Schilde führte und war zu wenig auf der Hut.“

„Ja, ja!“ lachte man.

„Es war noch eine Dirne da, von der er mir sagte, es sei seine Braut, und die beiden haben mich länger hingehalten, als mir lieb war. Wie ich mich endlich losmachen wollte, trat ein anderes Mädchen herein. Das kannte ich, es war die Tochter meines Meisters zu Dietstetten. Sie hatte mir zu lieb den weiten Weg in die Berge gemacht, denn . . .“

„Das mag dir der Satan glauben!“ rief man ihm zu.

„Es ist so, wie ich sprach! Ich thue einen Eid darauf!“

„Glaub's, wer mag! Wo ist Joachim? Joachim rede!“

„So traut ihr dem Halbverrückten mehr als mir? Lucien hat ihn mit Lügen gestopft!“

„Du fürchtest ihn, drum willst du ihn nicht reden lassen!“ Man drängte Joachim vor, der fing an zu kreischen: „Er hat mir die Jenny gestohlen, und sie hat mir am Altar gewunken; er soll sie mir geben!“

„Rede von dem fremden Mädchen und ihm! Was sahst du, und was that er?“

„Sie hing ihm da herum . . .“

„Das leugne ich nicht!“

„Und dann hat sie ihm so gemacht.“ — Man begriff und lachte und dachte: „Das hat er nicht eronnen!“

„Ich habe dennoch nichts Schlechtes gethan!“ schrie Marcel. Gelächter unterbrach ihn.

„Hört mich an!“

„Wir haben genug von deiner Rede! Es ist faule Ware!“

„Dort kommt der rechte Zeuge!“ rief einer. Etwas Neues stieg den Fußpfad herauf, es war Lucien. Die Ungewißheit hatte ihn hergetrieben, er mußte sehen, ob Joachim seinen Auftrag ausgeführt hatte. „Er ist zu blöds“, hatte er sich die ganze Zeit gesagt und sich endlich entschlossen, den Weg unter die Füße zu nehmen, um den Wagen, wenn es nötig sein sollte, selber ins rechte Geleise zu bringen.

Wie der Rotrock nahte, und ihm alle mit Spannung entgegenschauten und Marcel sich ganz verloren sah, faßte Jenny, die mit zerrissener Seele hinter dem Volke stand, einen Entschluß, der ihre Qual linderte. Sie war durch Marcells Verteidigung in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß ihre Liebe Schaden genommen habe. Aber wie sie den Anstifter all des Unglücks kommen sah, um sein Opfer völlig zu zerhacken, schlug sich ihr Herz wieder auf des Geliebten Seite. „Es kann so gar schlimm nicht sein! Er ist leichtsinnig und unbesonnen, ja! aber er war es, so Gott will, zum letzten Mal. Ich will ihm helfen, und gelingt es mir, so werde ich ihn besser aus dem Sumpfe ziehen, als er hineinsank!“

Sie trat vor die Menge und rief mit bebender Stimme: „Wer gibt euch ein Recht, hier zu richten? Wer hat geklagt? Hätte jemand Grund dazu, so wäre ich es wohl! Scheuert vor eurer Thüre! Ich glaube Marcel mehr, als dem Narren dort, den ein Schurke aufgereizt hat. Dort naht er, der alles angezettelt und mit Schlaueit zu Ende geführt hat. Den . . .“

„Hör' auf!“ rief einer, „du bist zu klein, um diesen Schandfleck zuzudecken!“

Und ein anderer: „Spare deinen Atem! Eine Schneeflocke macht keinen schwarzen Hund weiß!“ Einer der Ältesten aber trat ihr näher und wendete sich ernst zu ihr: „Du magst ihn gut und rechtschaffen finden, das steht dir frei; wir aber lassen nichts Säuisches in unserer Thalschaft groß werden. Du verstehst mich: nichts Säuisches!“

„Recht so, recht so!“ riefen die Umstehenden. Marcel wollte auf den Graubart eindringen, aber Jenny hielt ihn zurück, und die Burschen stellten sich ihm geschlossen entgegen.

Lucien kam herbei. Man forderte ihn auf, zu erzählen, was am Donnerstag vorgefallen sei.

„Es thut mir leid, daß ich meinen Verwandten, den Roux, etwas Uebles berichten muß, Respekt vor der Familie; aber es ist eben, wie man zu sagen pflegt: „Es ist kein Kartenspiel so fein, es ist eine Sau dabei!“

„Laß das und sag', was wir wissen wollen!“

„Wenn ihr's kurz wünschet, kann ich es auch kurz erzählen: Marcel Roux, mein Vetter, hat am Donnerst- tag mit einer Landstreicherin geschäkelt, etwas mehr als ehrbar ist, ihr versteht mich! und hat mir versprochen, Handgeld zu . . .“

Marcel ließ ihn nicht ausreden, er drang auf ihn ein, und hätten nicht die Männer einen Knäuel um den Rotrock gebildet, er würde ihn erdroffelt haben.

„Mit der Faust schlägt man kein Unrecht aus der Welt“, rief man ihm zu, „und die Schande ringt auch den Stärksten zu Boden! Geh' deiner Wege, wir wissen genug und wollen mit dir nichts mehr zu schaffen haben! Trage deine Gemeinheit dahin, wo sie niemand in die Nase stinkt!“

Diese Worte schürten Marcells Zorn zu hellen Flammen, er brach mit den Fäusten in ihre Reihen ein; der Sol- dat aber wich zurück und duckte sich hinter die Rücken anderer. Alles schrie: „Schlagt ihn zu Boden! Schlagt ihn zu Boden!“ Und die alten Weiber, die nichts Kräftigeres zu thun wußten, fingen wieder an zu kreischen:

„Kessi, Kessi, dich schlag' ich!“

Ein schlecht Gewissen, das plag' ich!“

Aus dem Knäuel der Männer trat Baptist, der

Schwingerkönig hervor, warf seinen Kittel von sich und rüstete sich zum Kampf. Er hielt es für seine Pflicht, seine bewährte Kraft nützlich zu machen. Marcel sah, was er vorhatte. Der Kampf dauerte kaum ein paar Augenblicke: wie eine Lawine stürzte sich Marcel auf den Gegner, vor Wut schnaubend, und warf ihn dröhnend vor den Füßen der andern nieder, die kaum Zeit zum Sehen hatten. Hierauf ging er davon, langsam und unheimlich, wie ein abziehendes Wetter. Keiner wagte ihm zu folgen, und kein Wort flog ihm nach.

Als er den Heimweg mehr als zur Hälfte in dumpfem Groll zurückgelegt hatte, erblickte er vor sich seine Eltern

und Schwestern. Sie hatten sich unbemerkt davongeschlichen, um nicht länger Zeugen der Schande ihres Sohnes sein zu müssen. Er sah es den gebeugten, unsicher schreitenden Gestalten an, wie tief ihnen seine Schmach in die Seele schnitt.

Wie waren sie bis auf diesen Tag stolz auf ihn gewesen! Er konnte ihnen nicht vor das Gesicht treten und setzte sich hin an den Rand des Pfades, drückte die Hände in die Augen, kräftig, als hätte er etwas Mächtiges zurückdrängen müssen. Die Wangen wurden ihm dennoch naß.

Er trat erst in die Hütte, als drinnen jeder Licht-



Ingenieure im Gebirge. Gemälde von Raphael Nitz, Sitten.

schein erloschen war. Stöhnend warf er sich auf sein Lager; schlafen konnte er nicht. Da, es mochte nach Mitternacht sein, rüttelte ihn ein ungewohnter Lärm aus seinem Brüten: es waren Menschenstimmen, die Kuhgebrüll und Schweinegegrunze nachahmten. Die Burschen von Röttschweiler waren noch am Werk: sie meinten, Marcells Stolz sei noch nicht geohrfeigt genug und konnten es nicht verschmerzen, daß der Verfemte ihren Schwingerkönig geworfen; so hatten sie nach dem Tanz den weiten Weg nach der Alp Fontana gemacht, um die Rache recht gar werden zu lassen. Brüllend und grunzend und mit Kuhschellen einen Höllenschall verübend, zogen sie ein halbes Dutzend mal um die

Hütte, standen dann still und fingen das Werberlied zu singen an, das sie unterwegs für den Anlaß zurechtgestutzt hatten:

„Du dort im Hirtenhemd,
Freund warst du mir;
Heute veracht' ich dich,
Säuflings Tier!
Wer eine schamlose Dirne umfah't,
Zieh' in die Ferne und werde Soldat!“

Wiederum begann das Grunzen und Brüllen und zog um die Hütte, und mit ihm das rasende Geheul der Kuhschellen, und wie es schwieg, erklang das Lied wieder, dessen Refrain die Hirten unermüdlich wiederholten:

„Wer eine schamlose Dirne umfah't
Zieh' in die Ferne und werde Soldat!“

So ging das Lärmen wohl eine halbe Stunde lang. Das Vieh, das teils im Stall, teils unter den Wettertannen übernachtete, wurde unruhig und brüllte mit den Burschen um die Wette und rüttelte die Glocken am Hals, und es war, als wäre das Totenvolk auf der Alp Fontana eingekehrt, um sein Unwesen zu treiben.

Endlich zogen die Krakeeler davon, wie sie gekommen waren, und der Lärm verlor sich in der Ferne. Einer folgte den andern nicht, er näherte sich der Hütte, öffnete die Stallthüre ohne langes Zasten, wie einer, der auf Fontana wohl Bescheid weiß. Es war Joachim. Als er wieder heraustrat, drang ein Lichtschimmer mit ihm ins Freie, wurde aber durch die zugeworfene Thüre ins Haus gebannt, auf daß er wache und sich mit eigener Kraft Luft schaffe.

Oben auf seinem Boden hatte sich Marcel während des Unfugs in die Kleider geworfen. Er wollte erst hinabsteigen, um wie ein Eber unter die Ruhestörer zu fahren; aber er hätte das Uebel nur noch schlimmer gemacht. Wie sich der Lärm verloren hatte, knarrte die Thüre neben ihm; seine Mutter trat herein, mit einem Licht in der Hand. Ihre Augen waren rot, und die ganze Gestalt war ein Bild des Jammers. Sie nahm sich zusammen und sagte mit sicherer Stimme: „Marcel, es geht nimmer. Born in der Kammer weint dein Vater, wie ein kleines Kind, ich habe ihn noch nie so gesehen. Die Schande tötet ihn. Es geht nimmer, Marcel! Zieh' du aus dem Thal, zieh' ins Glend! ich, deine Mutter, rate dir dazu . . .“

Die Stimme überschlug ihr: „Der Himmel weiß, daß ich dich nicht gern forttreibe, aber es ist besser, du gehst; in Rättschweiler kannst du nicht mehr bleiben. Du bist noch jung und hast gute Arme und die Welt ist groß. Geh' und bleibe rechtschaffen! geh' in Gottes Namen! . . .“

Die Worte schnitten Marcel ins Herz. Oh, wegen nichts, wegen so viel wie nichts mußte solches Unglück über ihn kommen!

„Aber, Mutter, hältst auch du mich für so schlecht, wie mich die Andern halten?“

„Nein, Marcel, aber alles ist gegen dich, und — du weißt es ja wohl — etwas drückt dich selber, und das können wir nicht aus der Welt schaffen, du nicht und ich nicht; drum geh', damit man es vergesse und nicht dein Leben lang mit den Fingern nach dir deute.“

Er brütete vor sich hin und sagte endlich: „Nein, ich gehe nicht, ich kann euch nicht allein lassen, ihr werdet alt, die Arbeit aber wird deshalb nicht minder, und ihr würdet euch zu Tode mühen.“

„Wir sind ans Arbeiten gewöhnt und werden Knechte einstellen, bis es geht. Hier habe ich die Barschaft mitgebracht, die wir gerade haben, die gibt dir der Vater, damit es dir draußen leichter gehe.“

Marcel sträubte sich; sie aber war beharrlich, und es erdrückte den Sohn schier, wie er das tapfere Mutterherz sich selber so zerreißen sah.

Auf einmal fing im Stall das Vieh, das sich wieder beruhigt hatte, laut und kläglich zu brüllen an. Marcel und seine Mutter horchten auf: „Was geht durchs Haus? es ist wie Wind!“ Ein Schreckensruf drang zu ihnen:

es war Lorenzens Stimme, der auf dem Heuboden ob dem Stalle schlief. Marcel stürzte hinaus und schrie: „Feuer! Feuer!“ um die andern, wenn sie etwa schliefen, zu wecken. Der Stall brannte schon lichterloh. Lorenz schlug oben den Loden des Heubodens auf und ließ sich an der Wand auf die Erde gleiten. Meister und Knecht suchten nun das Vieh aus den Flammen zu treiben und hatten ein verzweifelteres Werk: denn die Tiere waren wie wahnsinnig und strebten dem Feuer und dem Tode zu und mußten mit Schlägen durch die Thüre ins Freie getrieben werden.

Nun eilte auch der alte Roux herbei, während die Frauen Geräte und Kleider aus dem Hause schafften.

Nach wenigen Minuten füllte das Feuer die ganze Hütte, schon war es aufs Dach gestiegen und der Wind wirbelte die ersten flackernden Schindeln in die Luft. Das brennende Heu füllte den Stall mit so dichtem Rauch, daß man nicht mehr hineindringen konnte, ohne zu ersticken, und doch zog es die Männer in die Flammen wie mit Stricken: denn drinnen brüllten zwei Kühe entsetzlich im Todeskampf, von Rauch und Flammen gemartert. Man konnte ihnen nicht helfen, man mußte sie sich zu Tode brüllen lassen, und das thut einem Hirten weh, der im Vieh fast seinesgleichen sieht.

Wie die Leute ratlos in die Feuersbrunst starrten und die Frauen die Hände rangen, eilte eine Gestalt an ihnen vorbei, dem Stall und dem durch Mark und Bein dringenden, allmählich erstickenden Viehgebrüll zu. Es war Joachim. Hinter einem Felsen versteckt, hatte er zusehen wollen, was für Arbeit das Ferkeln Zunder verrichtete, das er ins Heu gesteckt hatte. Er wollte sich weiden an dem Werke der Rache.

Lucien hatte ihm gesagt: „Geh' von Alphütte zu Alphütte und sag', Marcel sei ein Schandbube, und ich weißsage dir, daß Jenny von ihm läßt und am Bergdorf dein wird.“ Er hatte gethan, wie man ihn geheißen; Jenny aber hatte trotz alledem zu Marcel gehalten: jetzt wollte er sich rächen: heute Nacht seine Hütte, morgen die ihrige! Er mußte lachen hinter seinem Felsen, als er Marcells „Feuer, Feuer!“ hörte. An eines aber hatte er nicht gedacht: an das Vieh, an das selbe Vieh, das er einst mit Liebe gestriegelt und getränkt und gefüttert hatte. Nun hörte er es brüllen im Stall, immer entsetzlicher, und sah, wie man es mit Knütteln aus dem Tode treiben mußte, und wie es immer und immer wieder ins Verderben rennen wollte. Nun fraß die Reue an ihm, wie die Flammen an den Balken.

Sie hatten das Rettungswerk aufgegeben, und noch brüllte es aus dem Stalle: er hielt es nicht mehr aus: nein, Vieh hatte er nicht verbrennen wollen, es durfte keines in den Flammen bleiben, dafür wollte er selber sorgen. „Ich will euch helfen, ihr guten Loben!“

Wie er in den Stall rannte, eilte ihm Marcel nach, um ihn zurückzuhalten; aber in dem Augenblicke stürzte drinnen der Heuboden herunter, eine dichte Rauchwolke fuhr Marcel aus der Thüre entgegen und raubte ihm den Atem; oben aber flog, wie durch Pulver getrieben, das Schindeldach in die Luft: hoch empor schlug die Lohe, ihre Schranken sprengend, eine Flammensäule stieg prasselnd aus dem Haus, schleuderte die glühenden Schindeln gegen den Himmel und streute rings umher einen Blutregen, den der Wind wie Grau-

pelstreifen fortwehte, in die von blutigem Schein durchwobene Nacht hinaus. Wie beim Alpenglühen röteten sich die Flüssen, und geisterhaft strebten die Wettertannen aus dem Dunkel zu ihnen empor.

Als die Burschen, die kurz zuvor um das Haus gelärmt und getobt hatten, herbeieilten, um Hülfe zu leisten, trafen sie nur noch einen formlosen, flackernden und rauchenden Haufen, unter dem Joachim neben den beiden Rühen begraben lag und zu Asche verbrannte.

Am folgenden Tage zogen die Roux mit der Habe, die ihnen geblieben, den Berg hinunter, in eine andere Hütte. Als sie sich wieder eingerichtet hatten, sagte der Alte zu Marcel: „Ich denke, du kannst jetzt gehen.“

Marcel sah ihn an, mit fragenden Blicken: „Jetzt? da ein Haus abgebrannt ist, und ihr mich nötiger habt als je?“

„Das Haus bauen wir im Frühjahr im Gemeinwerk wieder auf, du kannst jetzt gehen.“ Da schickte sich Marcel zur Abreise.

In der Abenddämmerung schritt er davon; Mutter und Schwestern sahen ihm nach und weinten. Als er ihnen aus den Augen war, schlug er, statt thalwärts zu schreiten, einen Pfad ein, der empor führte: er konnte nicht scheiden, ohne Jenny dafür gedankt zu haben, daß sie am Bergdorf für ihn eingetreten war. Als er in der Dunkelheit Jaquots Hütte nahte, ging auf einmal vor ihm ein großer, lieblicher Stern auf, der aber nicht ruhig im Dunkel schwebte, wie die andern, sondern sich her und hin schwang. Da stieg Marcel pochenden Hergens zu dem guten Stern hinan und faßte ihn in die Arme, wie er sich auch sträubte, drückte ihn ans Herz und weinte und schluchzte wie ein Kind.

Jenny hatte nicht gewußt, daß in der vergangenen Nacht Marcells Hütte zu Asche geworden, und hatte zu ihm hinauf gegrüßt, wie in den guten Zeiten, nicht in Freuden zwar, sondern nur um ihm zu bedeuten, daß ihm in seinem Unglück etwas geblieben sei: ein Herz, das ihn nicht ganz verurteilte und nicht allen Glauben an ihn verloren hatte.

Da erzählte er ihr alles, wie es sich zugetragen hatte, und schonte sich nicht.

Es war eine herbe Abschiedsstunde, ein Auseinandergehen wie fürs Leben.

Jenny machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten. „Geh“, sagte sie, „in der Heimat bist du gestorben; auferstehst du jenseits der Berge wieder, so wird es mich froh machen. Derweil aber will ich dich betrauern, wie man Tote betrauert. Ich heiße dich nicht, mir treu zu bleiben, thust du's nicht aus freien Stücken, so verhüte der Himmel, daß unsere Wege je wieder zusammenführen: tritt nie wieder vor mich hin, wenn es dir nicht im Gewissen steht, daß du beständiger geworden bist.“

„Das gelobe ich dir.“

„Und versprich mir noch eines: geh' nach Dietstetten zu Berena und bitte sie um Verzeihung.“

„Du rätst gut, ich will so thun.“

„Und prüfe dich, und ist sie dir mehr, als ich dir bin, so bleibe bei ihr.“

„Jenny, wie bist du hart geworden!“

Beim Schein der magern Mondfichel schritt er davon, auf bösen Wegen, mit bitteren Gefühlen, aber guten Gedanken — — —

Ueber die beiden Alpen, wo Roux und Jaquot jömmerten, schlichen nun trübe Tage, auch dann, wenn ein wolkenloser Himmel sich über das Thal wölbte und die Nebel, die etwa hinter den Bergrücken aufstiegen, in Luft zerflossen, ehe sie einen Schatten auf die sonnigen Halben werfen konnten.

Hier und da, an einem Sonntage, fiel ein neugieriger Besuch in Roux' Hütte ein: alle trafen es übel, der Alte war wortkarg und die Frauen klagten über Schnupfen und Kopfweg: das komme von dem frischen gärenden Heu, das die Hütte fülle, das mache ihnen die Augen so rot. Ein Alpsegen klang nicht wieder über Roux' Weide und Herde: der Segen schien mit der Freude für immer geflohen zu sein. Wie ein Blitzstrahl eine Eiche, so hatte das Unglück diese erst noch so glückliche Familie getroffen und bis ins Mark verwundet, und die andere, der Jenny angehörte, nicht minder.

Sonst aber kehrte in den Bergen von Röttschweiler der Friede wieder ein, wie die Ruhe in einen Körper, aus dem Fieber und Krankheitskeim gewichen sind. Es verbreitete sich das Gerücht, Marcel sei nach Frankreich gezogen und in ein Regiment eingetreten; damit gab man sich zufrieden, das war ja das Los, das er verdient hatte.

V.

Der Sommer verstrich, die Sonnenscheibe schrieb einen immer kleineren Bogen an den Himmel, als erlahmte der Arm, der sie hinter den Bergen emporwerfen mußte. Der Frost ward Herr in der Höhe; die Hirten fror, und sie ließen sich ins Dörfchen hinabbrängen, von Stufe zu Stufe, und bald stieg drunten im Grund wieder Rauch aus den Hütten. Der harte und doch so süße und heimelige Winter hielt seinen Einzug, tobte zuerst unbändig durchs Thal, um dann auf einmal ein freundliches Gesicht zu machen und jede Brust mit Festfreude zu füllen; denn das ist ja seine rechte Aufgabe in jenen Bergen: die Herzen einander näher zu bringen und zusammenzufitteln, nicht mit Eis, sondern mit Liebe.

Der Weihnachtsabend kommt mit seinen Bräuchen und Spielen. In der Hütte an der Halde ist es still. Vater Jaquot sitzt vor dem Ofen und träumt im Halbschlaf. Gabriel ist zu Nachbarsleuten gegangen; die Winterruhe hat seinem Beine wohl gethan, und seit er weniger hinkt, sind ihm Heiratsgedanken gekommen; ja, er hat fast im Sinne, an der Schryßeten ein Tänzchen zu wagen und möchte heute die Baune des Mädchens ausforschen, das ihm vor allen andern wohlgefällt, und es fragen, ob es nicht eine kleine Schwäche habe für Leute, die etwas hinken, sonst aber rechtlichaffen und grad seien.

Jenny zieht kein Bengelchen aus dem Holzstoß, aber sie denkt an jene Wintertage zurück, mit denen ihr kurzes Glück und ihr langes Weh anfangen. Sie denkt an Joachim, dessen Asche der Herbstwind über die Alp Fontana und den Berg säete; sie denkt an Marcel, der nun in der Fremde herumirrt, vielleicht ohne Brot und ohne Hoffnung, . . . den vielleicht der Schnee irgendwo begrub.

Sie greift auch nicht zu Bibel und Kreuzschlüssel, sie hat ja vor einem Jahre die Wahrheit erfahren: sie ist seither gestorben, mehr als ein Mal. Und doch

regt sich die Hoffnung in ihr, die kann in der gesunden Jugend nimmer sterben, und sie fragt sich schüchtern, ob wohl eines Tages einer ins Thal einlenke, um ihr die verlorene Freude wieder zu bringen — — —

Nach dem Jahr der Aufregung kamen ruhigere Zeiten, wo alles seinen alten gemächlichen Gang ging: Lenz und Alpfahrt, Bergdorf und Schryßeten, sie kamen und vergingen und man hatte nachher nicht viel darüber zu sagen, und das war ein gutes Zeichen. Aus der Ferne freilich, langsam und ungewiß sich im Thal verbreitend, kam eine Kunde von unerhörten Dingen, die in Frankreich geschehen: wie man einem König den Thron zerbrechen habe und, obschon er kein schlechter Mensch sei, Lust verspüre, ihm ans Leben zu gehen. Und wie die kleinen Leute mit den Großen umgehen wie die Wölfe mit den Schafen, und des Würgens kein Ende sei. Aber Frankreich ist weit weg, weit jenseits der Berge, mag es dort brodeln und überschäumen, so lange es will, wenn nur zu Hause die Sennen sorglich über den Käsefessel wachen, daß die Milch nicht überlaufe; dann ist es schon recht und gut.

Mit Sorgen im Herzen sahen nur Jenny und die Roux in die Ferne. Wie ging es Marcel draußen? Es kam kein Gruß, es kam kein Zeichen von ihm ins Thal. Lebte er noch?

Endlich nach drei Jahren, als der Winter aus vollen Backen den ersten Schnee an die Bergwände blies, brachte der Käsehändler aus dem Marktflecken ein zusammengelegtes und versiegeltes Papier und überreichte es Jenny. Am gleichen Abend noch wußte es das ganze Dorf: sie habe einen Brief bekommen, der müsse von Marcel geschrieben sein. So war es. Aber die Braut erfuhr nicht viel, denn Meister im Schreiben waren die Hirten von Röttschweiler nie: sagen könnten sie's schon, aber schreiben! Das Gefrickel auf dem Papier war ja immer etwas anderes, als das, was man sagen wollte! Das ist gut für den Landvogt und seinen Schreiber!

Marcel berichtete, er sei jetzt am Genfersee, lerne Neben bauen und Wein keltern, befinde sich wohl und lasse grüßen, sie und die Seinen unten am Flusse. Ob er es zu etwas Rechtem bringe, und wann er zu kommen gedenke: davon kein Federzug. Etwas aber stand noch unter dem Namenszug, was Jenny gerne las: Marcel schrieb, sie solle sich um Berena keine Sorgen mehr machen: die sei jetzt in Diesbach und habe einen Mann.

Wieder verstrichen drei Jahre. Je im Herbst und Frühling kam ein Brief, jeder länger und besser geschrieben als der frühere, aber keiner enthielt das Wort: „Ich habe das Glück gefunden, kommt und teilt es!“

Der erste rechte Glücksbote, der Jenny kam, war ein Soldat. In Frankreich waren die Schweizerregimenter eines nach dem andern aufgelöst worden und die Söldner, die nicht als Nationalgardisten ferner im Dienste der Franzosen bleiben wollten, kehrten in die heimathlichen Dörfer und Thäler zurück, um noch lange dem Herrgott den Tag und den Leuten das Brot abzustehlen, und um meistens als verkommene Trinker zu enden. Einst ließ sich auch einer in Röttschweiler sehen. Er habe etwas auszurichten von einem sterbenden Kameraden, sagte er. Er sei in Marseille im Regiment, von Ernst gestanden, sein Nebenmann habe Lucien Camard

geheißen, der sei nun tot und lasse die grüßen, die ihn gekannt. Sie hätten zuletzt böse Zeiten gehabt miteinander. Die Marseiller hätten die Schweizer auf den Tod gehaßt, weil sie zum König hielten, und so seien Feindseligkeiten entstanden und immer ärger geworden, bis endlich das Regiment für gut gefunden habe, die Stadt zu verlassen und nach einem kleineren Ort zu ziehen, den man Aix nenne. Dorthin seien ihnen aber die Marseiller in bewaffneten Haufen nachgezogen, ein ganzes Heer, und hätten Kanonen vor der Kaserne aufgestellt. Die Offiziere hätten wegen der Kapitulation mit den Führern der andern unterhandelt, da habe das Gefindel mir nichts, dir nichts eine Kanone abgefeuert, und Lucien Camard, der eben vor dem Kasernenthor Wache gestanden, sei von einem Splitter getroffen worden und noch selbigen Tages verschieden. Bevor er die Augen geschlossen, habe er zu ihm gesagt: „Kamerad, wenn du es überlebst und in die Heimat kehrst, so steige nach Röttschweiler hinauf — du mußt halt den Weg erfragen — und sage den Leuten, wie ich gestorben sei, und sag' ihnen auch, ich hätte an Marcel Roux — behalte den Namen! — nicht ganz recht gehandelt, und möchte jetzt, da es mit mir aus ist, es wäre unterblieben. Sag' ihnen, Marcel habe an jenem Tage nichts Unehrlbares begangen, ich und die Soldaten hätten eben unsere Schalkheit ausgelassen an ihm und der Berena von Dietstetten. Sie sollen wieder gut machen, was ich verbrochen, und Marcel selber möge mir verzeihen, wenn er es könne!“

Die Nachricht ging von Haus zu Haus. Die Hirten zuckten die Achseln. „Wer konnte das wissen? Es zeugten zwei wider einen und der Schein war auch nicht auf Marcel's Seite! Was haben wir gethan? Wir wollten unsere Gemeinde nicht verführen lassen, das haben wir so von den Alten gelernt: darum haben wir ihm zugesetzt. Hat er es nicht ganz so verdient, um so besser für ihn. Kehrt er wieder in die Heimat zurück, so soll alles, was uns anbelangt, vergessen und verziehen sein.“

So sagten sie unter sich und schienen kalt; innerlich aber war es ihnen leid; denn die Röttschweiler sind von guter Art und ihre Herzen sind weicher, als sie es haben wollen.

Jenny hatte nie Freude an Soldaten gehabt; diesen einen aber bewirtete und beschenkte sie freigebig. Oh, sie hätte das Thal hinaus und bis an den Genfersee rufen mögen: „Komm! Komm! es ist ein Glück aus der Fremde hergereist und hat dich gesucht und nicht gefunden!“

Mitten in der Freude überfiel sie eine unsägliche Angst und Sehnsucht, denn Marcel hatte diesen Herbst kein Lebenszeichen von sich gegeben, obschon sie zweimal an ihn geschrieben und den Brief jedesmal selber nach dem Marktflecken getragen hatte, damit er ja seinen rechten Weg gehe. Hatte er den Winter nicht erlebt? Nein, gestorben konnte er nicht sein, es hätte sie gar zu elend gemacht! Aber er war im Unglück und schämte sich, das zu gestehen. Sie wollte aufbrechen und trotz des Winters die für die Bergleute unendlich weite Reise an den Genfersee machen. Der Vater aber hielt sie zurück und Gabriel fand das rechte Wort des Trostes: „Glaube mir, Jenny, er wird diesen Winter kommen, er will uns überraschen, drum hat er nicht geschrieben.“ Da schickte sie sich drein, schrieb wieder einen Zettel und

Gesandte der
Eidgenossenschaft

Bischof v. Chartres
mit dem
Domkapitel
der Notre-Dame.

Jean de Labarde,
franz. Gesandter b. d. Eidgenossen,
Muskettier der Schweizergarde des Königs,
Ceremonienmeister

Schultheiss von Graffenried
von Bern, Bürgermeister
Waser von Zürich.

Stantminister Dornisson
Cardinal Anton Barbatel,
Grossalmann von Frankreich,
Ludwig XIV.,
Jesuit Annet,
Beichtvater des Königs,
Herzog von Orleans

Prinz von Condé
Herzog von Enghein

Ceremonienmeister

Ordensgeistlicher

GLICHES UND DRUCK: „POLYGRAPHISCHES INSTITUT“ ZÜRICH

Der „Alliance-Teppich“ im Schweizerischen Landes-Museum.

Nach phot. Aufnahme des Polygraphischen Institutes, Zürich.

durch ein wildes Schneegestöber trug sie ihn nach dem Flecken, sich weigernd, den Bruder oder den Vater den Gang machen zu lassen.

Nun hatte sie wieder Zeit und Grund zum Sehnen und Hoffen.

Das Jahr ging zur Neige; es war wie ein Gefäß, das man umgeschüttet hat, und die letzten Tage fielen herab, wie die letzten Tropfen aus dem Glas, bedächtig, einer langsam nach dem andern. Weihnachten war wieder vor der Thüre. Da kam ein Bote über den Schnee und klopfte an Jaquots Hütte. Er hatte einen Brief in der Hand. Marcel meldete, er werde heimkehren, sie sollten nicht erschrecken, wenn er anklopfe.

Nun zog die helle Freude in die Hütte an der Halde ein. Am Weihnachtsabend sollte wieder Gasterei sein, wie vor sechs Jahren. Ja, sechs Jahre lang hatte das Haus keinen rechten Freudentag erlebt! Dieser eine aber sollte so viel gelten, wie alle, die ausgeblieben waren, zusammen. Denn es wußten zwei Leuten ihres Glückes kein Ziel: außer Jenny noch Gabriel; der hatte nun ein Bräutlein gefunden, nicht jenes, das er früher gemeint hatte: das mochte die Leute nicht leiden, die etwas hinken; nein, ein anderes, und wie ihn dünkte, ein noch viel hübscheres: es war Marcells Schwester Luise. Auch ihre erste Liebe war, wie es zu gehen pflegt, ein kurzer Lenz ohne Sommer gewesen: René hatte eine andere gefreit und sie ihn vergessen, und sie dankte jetzt dem Himmel, daß er es so fügte.

Zur gleichen Stunde, wie vor sechs Jahren, traten die Gäste ins Haus, mit dem nämlichen Gruß und den nämlichen Gebärden. Man aß und trank, und was in einem Körbchen von Hand zu Hand ging, schien dasselbe Brot zu sein, wie damals, und fast gleich wie einst, flossen beim Essen die Reden und gingen die gemächlichen Gedanken her und hin.

Die Uhr an der Wand that ihre elf Schläge. Der alte Jaquot öffnete das Kästlein an der Wand und entnahm ihm die Bibel und den Kreuzschlüssel. „Du machst den Bund, Magdalena, du hast das in den Fingern!“ Die Alte lächelte und that, ohne ein Wort zu sagen, was man sie hieß, und das Drakeln begann. Magdalena machte wieder den Anfang:

„Gott und Vater, sage mir wahr,
Mach' durch dein heilig Wort offenbar,
Wie lang ich noch leben mag Jahr um Jahr!“

Wie sie den Schlüssel auf den Daumen gesetzt und den Spruch hergesagt hatte, klopfte es draußen an die Thüre. Darob vergaß die Alte, was sie sonst immer zu thun pflegte, nämlich dem Bund unbemerkt einen leichten Stoß zu geben, damit er herunterfalle und sie des Zählens überhebe. Der Schlüssel blieb ruhig auf dem Daumen und ließ ihr Zeit, wohl noch dreißig Jährchen zu ihren 75 hinzuzuzählen. Sie merkte es erst, als Jenny, eine Ampel in der Hand, durch die Stubenthüre verschwand. Da überlief die Alte plötzlich die Angst, nun habe sie zum letzten Mal die Bibel befragt: für sie habe der Fall des Bundes immer Leben bedeutet, nun, da er ruhig geblieben, Weissage das ihr Tod. Ihr ward fast traurig zu Mute, und sie vergaß das Zählen. So hatte in der Vorurteilslosesten der Aberglaube doch endlich sein Gartenbeetchen bestellt gefunden.

Magdalena konnte ihrem Trübsinn nicht lange nachhängen: unter der Thüre erschien Jenny wieder, mit strahlenden Augen, und neben ihr die stämmige Gestalt Marcells. Er schien in den sechs Jahren noch bäumiger geworden zu sein, aber auch ruhiger; im Gesicht trug er einen ernststen Vollbart und zwischen den beiden Augenbrauen hatte sich eine tiefe, senkrechte Furche gegraben. Der Glanz der Augen aber war ruhig und heiter; man sah es ihm an: Schmerz und Kampf hatten ihn geläutert und gefestigt, er war ein Mann geworden, der in sich selber seinen Halt fand, wie ihn der Berg in seinem Granit hat.

Man begrüßte ihn freudig, die harten Hände der Sennen griffen nach der seinigen, und mit kräftigem Druck baten sie ihm etwas ab, besser als es Worte vermocht hätten. Seine Schwester Luise, die an Gabriels Seite sich schon glücklich genug wähnte, konnte beim Anblick des langersehnten Bruders ihren Jubel nicht mehr bezwingen und warf sich schluchzend an Marcells Brust, obschon solches in Röschweiler nicht Sitte ist.

Als Marcel auf die dringlichsten Fragen geantwortet hatte, sagte er zu den Leuten, um einer endlosen Beichte zu entgehen, sie sollten doch ihr Bibelspiel nicht vergessen. Da ging denn der Bund wieder von Hand zu Hand, weisagte lange Jahre oder drehte das Leben ab, je nachdem die Hände, die ihn hielten, geschickt oder täppisch waren. Als die Reihe an Jenny kam, sagte sie, sie mache diesmal nicht mit; Marcel aber flüsterte sie ins Ohr: „Ich will lieber thun, was du mir vor sechs Jahren rietest! Weißt du es noch? Du sagtest: ‚Willst du was thun, so bete zum Himmel, daß er uns gleich lang leben lasse, mich und dich, und mit uns . . . Liebe und Treue und Glück!‘ War es nicht so?“ Er drückte ihr die Hand und über sein Auge senkte sich ein leichter Schleier, wie um das Glück, das darin leuchtete, vor neugierigen Blicken zu verhüllen.

Lange nach Mitternacht saß man noch bei einander, man ließ Marcel keine Ruhe, er mußte erzählen, was er draußen gesehen und gehört und erlebt hatte, denn in Röschweiler staunt man den noch an, der ein Stück ‚Glend‘ gesehen hat.

Was Marcel aber das Herz ganz füllte, das sagte er erst, als die andern gegangen waren, und er mit Jenny allein vor der Hütte auf und ab ging, auf dem reinen Schnee, unter dem flimmernden Sternenhimmel. Da erzählte er ihr sein Ringen draußen mit der rauhen Welt, sein Darben und sein Stolpern über mißlungene Pläne, und die lange Kette der Enttäuschungen. Und bei dem Kämpfen und Ringen die rastlose Sehnsucht nach ihr und der verlorenen Heimat, und der brennende Wunsch, sich gerechtfertigt vor sie und die Gemeinde stellen zu können, um die Achtung, die man ihm versagt, erhobenen Hauptes zu erzwingen. Und er erzählte ihr, wie diese Sehnsucht und dieser Wunsch ihm den Nacken hoch gehalten und den Arm gestützt hätten, bis er endlich auf das Flecklein Erde gestoßen, das ihm dazu geschaffen schien, sein Lebensglück zu herbergen. Zwei Jahre lang hatte er danach getastet und gesucht: er fand es am Genfersee, wo er bei einem alten kinderlosen Landwirt in Dienst trat. Da hatte er vieles zu lernen in Feld und Weinberg, aber er fand sich darein, und bald ließ ihn der Alte auf dem Gute schalten und walten,

wie einen Sohn. Nun aber vor einem Monat war zwischen ihnen ein Kaufvertrag zustande gekommen, mit dem beide zufrieden waren. Der Bauer zog mit seiner gebrechlichen Frau in das nahe Städtchen; dort wollte er sein Leben beschließen; Marcel aber stieg in sein Heimatthal hinauf, um sich sein Hausmütterchen zu holen.

Es waren sonnige, leuchtende Tage, die zwischen Weihnachten und Neujahr über Röttschweiler und seinen Schnee schwebten, aber noch heiterer als durchs Thal leuchtete es in der Brust der Liebenden. Am Berchtolds- tage, als sich in der 'Tanne' das lebige Volk dem Tanze und der Freude hingab, kehrte Marcel in seine neue Heimat zurück. Vier Monate später, da die Lenzsonne das Thal grün gefärbt hatte und sich das Hirtenvölklein zur Alp- fahrt rüstete, kam er wieder angesprengt auf einem Wagen, vor dem zwei glänzende Kappen stampften. In dem Kirchlein, wo Lebenden und Toten gepredigt wird, ließ er sich mit Jenny trauen, und mit ihnen zugleich Gabriel und Luise. Marcel lud das ganze Dörfchen zu Gäste, und es war kein Haus, das unterlassen hätte, an dem Freudenfeste teilzunehmen.

Tags darauf fuhren die Sennen zu Berg, Marcel aber mit seinem Glücke zum Thal hinaus. Auf dem

Wagen hinter dem jungen Ehepaare saßen der alte Rour, seine Frau und Helene, die jüngere Tochter; sie folgten Marcel in das liebliche 'Glend', in die neue Heimat mit dem blauen See und den Nebgeländen, die er ihnen mit so leuchtenden Farben geschildert hatte. Ihre Weiden hatte Gabriel gekauft, bei dem auch Lorenz zurückgeblieben war.

Ueber die Waadt brachen unruhige Zeiten herein: das Unterthanenland, sich der früheren Freiheit erinnernd, raffte sich auf, um sich vom Druck der Herren von Bern loszurufen. Marcel nahm an den Freiheits- bestrebungen regen Anteil, denn er hatte nicht vergessen, wie viel Unglück die Werber der gnädigen Herren über manche Hirtenfamilie gebracht hatten; auch hatte er in seinen trüben Wandertagen manches Unkraut entdeckt, dessen Keim ein Wind aus Bern gebracht hatte.

Aber er ließ sich nie zu leidenschaftlichen Thaten hinreißen: er wußte, daß die Leidenschaft die Leidenschaft herausfordert, und auf sein friedliches Haus wollte er kein Wetter herantözen.

Die Freiheit wurde errungen; nach Jahren kam auch der Friede wieder ins Land, und die Waadt ward, was Marcells Heim all die Zeit schon gewesen war: ein glückliches, ein lächelndes Idyll.

➤ Das Bild in der Märzsonne. ➤

Schon naht Märzsonne dort im Purpurkleide,
Von Glanz umhüllt, im Diamantgeschmeide,
Dem Bergesrand, uns scheidend zuzuwinken,
Um in den Tannenwipfeln zu versinken.
Noch schreitet sie für eine kleine Weile
Durchs Goldgewölk, in würdevoller Eile.

Im ruhervollen Blaugrau meines Zimmers
Verrät sich schon das Nahen eines Schimmers,
Als ob sich Geisterhände leise rührten,
Die im Tapetenschmuck den Pinsel führten.
Ich seh' des goldbeschwingten Lichtes Schreiten,
Ich fühl' es unsichtbar schon näher gleiten —
Ein Augenblick — jetzt fällt zu flücht'gem Bleiben
Ein voller Glanz von oben durch die Scheiben
Und haftet still, mit ausdrucksvoller Milde
Dort an der Wand auf einem Mädchenbilde,
Das sinnend aufblickt aus dem gold'nen Rahmen;
Mein Herz erbebt — ich rufe ihren Namen.
Die zarte Rosenknospe, kaum erschlossen,
Von Kindlichkeit und Jugendreiz umflossen,
Sieht, wie des Lichtes Falter sie umschweben,
Errötet lächelnd, und ein holdes Leben
Beginnt nun, mit des Sonnenlichtes Gluten
Den Körper wunderthätig zu durchfluten.
Es runden sich die jugendlichen Glieder
Und leise wogt der Busen auf und nieder.
Voll ruht auf dem Oval des Angesichtes
Der Glanz des abendlichen Rosenlichtes,
Verklärend es zu jenem heil'gen Frieden,
Wie er den frommen Herzen bleibt beschieden.
Hell strahlt des sanften braunen Auges Tiefe,
Als ob drin eine Märchenwelt noch schlief;
Doch schimmernd über ihrem lieben Munde
Schwebt des geoffenbarten Glückes Kunde,

Als hätt' ihr liebend Herz noch erst gesprochen,
Die traute Rede eben abgebrochen. —

O süßes Kind, jetzt muß ich dich umfassen!
Wie lange hab' ich vor der Welt, gelassen,
Mit einem Schein von Ruhe, ohne Klagen,
Den Schmerz um dich in meiner Brust getragen!
Jetzt sind des Willens Fesseln jäh gesprengen!
Zerissen sind der Jahre Dämmerungen!
Entschleiert liegt die nie geheilte Wunde! —
Vergang'ne Tage zieh'n in düst'rer Runde
Herauf in diese gold'ne Sonnenstunde. — — —

Sie aber hebt die dunkeln Augensterne
Gedankenvoll in lichte Sonnenferne,
Und bietet lächelnd ihre reine Stirne
Zum Sonnenfuß dem scheidenden Gestirne.
Der seid'nen Haare weich geschlung'ner Knoten,
Vom letzten Glutstrahl rötlich überflimmert,
Ein gülden Krönlein auf dem Haupt ihr schimmert — — —
Jetzt geht sie leise wieder zu den Toten. —

Grau das Gemach — der Zauber bricht — die Feier
Des Aufersteh'ns versinkt im Dämmerchleier.
Noch steh' ich stumm, in wehmutsvoller Trauer,
Geheim durchbebt von jähem frühlingsschauer —
Doch um mich wird es dämm'riger und stiller.
Ganz schüchtern kündigt jetzt mit leisem Triller
Das Nah'n des Lenzes eine Vogelkehle —
Schneeglöckchen drüben an bemoofter Hecke
Hebt sachte, sacht des letzten Schneeflaums Decke,
Daß es mit Osterläuten bald uns wecke.
O Osterklang, dein harrt noch meine Seele —
Wann rührst du meinen Schmerz, mein heißes Ringen
In einen Sieg des Lebens auszuklingen?

Marie Hunziker-Thommen, Aarau.